



tredition®

www.tredition.de

Henning Isenberg

Das Friedrich-Lied

Historischer Initiations-Roman

1. Buch

LESEPROBE

1. Kapitel

„Glaube mir, hier wurde vor langer Zeit Blut an dem Stein vergossen, wenn ich mich übel verhalte, straft er.“

Inscription auf der Blutsäule von St. Gereon

Sankt Gereon, Cöln

- 1207 -

An dem Tag, als sich Friedrichs Leben änderte, roch es nach Schnee. Der junge Mönch stand im Klosterhof von Sankt Gereon und ließ die kühle Novemberluft sein erhitztes Gesicht erfrischen. Er ärgerte sich. *Sechs Jahre und immer noch muss ich die Drecksarbeit machen!*

Gleichzeitig tadelte er sich, dass er Ärger empfand und ihm die Christentugend des Gleichmutes schwerer fiel als den anderen Brüdern des Ordens. Am meisten aber ärgerte ihn die herablassende Art, mit der ihn sein Großonkel Engelbert, der Propst-Elekt von Sankt Gereon, behandelte. Immerhin waren sie verwandt und Engelbert war nur neun Jahre älter als er selbst. Verwandt oder nicht, älter oder nicht – man behandelte keinen Menschen so, wie ihn Engelbert behandelte. *Irgendwann werde ich diesem Zwinger schon zeigen, wer wen herumschubst!*

Doch in diesem Moment fühlte er sich ohnmächtig und gedemütigt. Wieder stieg Zornesröte in sein Gesicht, das er den bleiernen Schneewolken entgegen reckte.

Friedrich straffte sich, richtete die grobe Kutte aus Sackleinen und ging durch den Kreuzgang in das Scriptorium des Klosters und dort durch die Reihen der Pulte, die säuberlich links und rechts des Mittelgangs aufgestellt waren. Zu gerne hätte er an einem dieser Pulte gestanden und die schönen Lettern und vor allem, die welche man eher malen als schreiben musste, fabriziert. Aber nein, er musste im hintersten, tiefsten, dreckigsten Gewölbe die schwarze Tinte mischen. Diese dicke, schwarze Flüssigkeit, die ihn immer an das dicke, dunkle Blut erinnerte, das den feisten Mönchen, die sich regelmäßig und selbstverliebt zur Ader ließen,

aus dem Arm quoll. Ihn schauderte, wenn er nur an diesen Akt der Selbsterleichterung dachte.

Er litt unter der Enge in seinem Kopf, die ihm die Pein über die narzisstische Unaufrichtigkeit seiner Mitbrüder bereitete. Naja, wenigstens war Notger, der Cancellarius des Scriptoriums noch da.

„Da bist du ja endlich, Friedrich. Wo warst du denn?“, murrte der alte Notger ihn an, als Friedrich in das Gewölbe hinab stieg.

„Entschuldigt, Vater. Er hat mich wieder aufgehalten mit seinen Tiraden.“

„Wer hat dich wieder aufgehalten?“, wollte Notger wissen.

„Mein Onkel“, erwiderte Friedrich missmutig. Notger legte eine sorgenvolle Miene auf.

„Nimm es hin, Bruder. So schwer es dir fallen mag. Er ist der Mächtigere von euch beiden. Und wenn es ein Mächtiger mit einem Unteren nicht gut meint – aus welchem Grund auch immer – dann ist es besser, sein Glück anderswo zu suchen, wenn die Möglichkeit besteht.“

Wenn die Möglichkeit besteht, dachte Friedrich, nickte betreten und machte sich an die Arbeit, während der Ältere den jungen Bruder nachdenklich musterte.

Dann schlug er die halbfertige Arbeit auf, mit der er gerade beschäftigt war und unterbrach Friedrich in seinem monotonen Rühren, indem er anfang, in übertrieben lehrmeisterlicher Sprache zu dozieren.

„Wenn du wissen willst, welche Farben sich vertragen: Hör her!“ Friedrich blickte Notger an und sah in dem gütigen Lächeln des sehnigen Mönchs, dass dieser heute ein Einsehen mit ihm haben würde.

„Menge zu Rubeum in mäßigem Quantum Schwarz bei, welche Farbe Exedra genannt wird. Damit mache die Züge um die Pupillen der Augen, die Mitte im Ohr und die feinen Linien zwischen Mund und Kinn. Mit einfachem Rubeum mache die Brauen und die feinen Züge zwischen den Augen und den Brauen, die Augen unten, in der vollen Ansicht des Gesichts, die Nase über den Nasenlöchern auf jeder Seite.“

Mit jedem Satz, den er langsam sprach, führte er die Striche und Linien aus.

„Wenn das Antlitz rechts blickend ist, auf der rechten Seite; wenn links, dann auf der linken Seite. Ferner unter dem Mund und der

Stirn und innen in den Wangen der Greise und an den Fingern der Hände und den Gelenken der Füße innen und bei einem gewendeten Gesicht in den Nasenlöchern vorne.“

Friedrich schaute dem Mönche wissbegierig über die Schulter.

„Die Brauen aber der Greise und Hinfälligen machst du mit Veneda, mit der du die Augäpfel angefüllt hast. Hierauf vollende mit einfachem Schwung die Brauen der Jünglinge, so dass darüber ein wenig von Rubeum sichtbar werde. Verfahre ebenso bei dem oberen Teil der Augen, der Nase und den Ohrläppchen, den Hände und Fingern an der Außenseite, den Gelenken und übrigen Linien des Körpers. Alle Umrisse des nackten Körpers aber mache mit Rubeum und die Nägel auf der Außenseite mit Rosa. Schau, ... so.“

Lange waren Schüler und Lehrer in den Rhythmus aus Erläutern, Zeigen und Aufnehmen vertieft, so dass sie das Erscheinen Bruder Heinrichs gar nicht bemerkten.

Heinrich schaute einen Moment eifersüchtig auf die Harmonie von Lehrer und Schüler. Dann zischelte er leise, als wolle er einen Schlafenden nicht zu wirsch wecken: „Friedrich, pssst, Friedrich.“ Die beiden schauten auf.

„Er schickt nach dir“, vollendete Heinrich.

„Wer?“

„Dompropst Engelbert.“

„Oh nein, nicht schon wieder“, rief Friedrich und warf Notger dabei einen gequälten Blick zu.

Dann band er seine Schürze ab, warf sie auf die schartige, fleckige Eichenplatte und putzte sich die tintenschwarzen Finger an einem Lumpen ab. Er tauschte einen letzten Blick mit Notger und ging vorbei an Bruder Heinrich, der ihm auf dem Fuße folgte, in Richtung der Propstei.

Sie gingen über den schlammigen Klosterhof; die Köpfe zu Boden gesenkt. Sie wussten beide, was jetzt folgen würde. Friedrich schaute an Heinrichs Profil vorbei zum Reinebächlein, dessen Wasser munter durch sein kaltes Bett plätscherte.

Der Anblick erinnerte ihn an seine erfrorenen, blutigen Hände, die er fast genau vor einem Jahr immer und immer wieder in das frostige Gewässer eingetaucht hatte, bis er gemerkt hatte, dass sich die Laken des Dormitoriums, die er zu waschen hatte, rot

statt rein und weiß färbten. „So wird das nie etwas“, hatte Bruder Lappenhard, der Haushofmeister, ihm zugerufen.

„Bruder Lappenhard, meine Hände sind derart erfroren, dass ich nicht merke, wenn sie über das Waschbrett schrappen.“ Dabei hatte Friedrich ein gequältes Gesicht gemacht.

„Dein Problem, Bruder Friedrich. Du musst es auch selbst lösen. Ich bin doch nicht deine Amme“, hatte Lappenhard geantwortet. Und Friedrich hatte das Problem gelöst.

„Heinrich, ich brauche deine Hilfe“, hatte er Heinrich in einer ruhigen Minute angesprochen.

„Worum geht es, Friedrich?“, hatte dieser mit offener Miene gefragt.

Friedrich hatte einen Plan ausgerollt, auf den er sein Werk aufgemalt hatte.

„Schau meine Hände an!“

Friedrich hatte Heinrich die gerade verschorften Knöchel entgegengestreckt.

„Oh, Friedrich!“

Heinrich hatte besorgt auf die Wunden geschaut.

„Ist das vom Waschen im Bach?“

Friedrich hatte genickt.

„Ja, ich merke nie, wenn ich an das Waschbrett stoße. Es ist so viel zu waschen und das kalte Wasser lässt meine Hände erstarren.“

Heinrich hatte Friedrich fragend angeschaut und gefragt: „Warum machst du es denn alleine?“

„Propst Engelbert hat es so angeordnet. Aber Lappenhard hat gesagt, ich soll die Aufgabe erledigen und das Problem lösen.“

Heinrich hatte wieder fragend dreingeschaut, aber dieses Mal so, als wolle er sagen: und was soll ich dabei tun?

„Nun, Heinrich, um es zu lösen, so wie mir gesagt, brauche ich deine Hilfe.“

Heinrichs Miene hatte sich bei Friedrichs Worten ein wenig verschlossen. Doch Friedrich hatte den Plan, der sich wieder zusammengerollt hatte, erneut vor Heinrichs Augen ausgebreitet.

„Sieh, ich will Wasser aus dem Bach in eine Rinne leiten“, dabei hatte er auf ein mittelgroßes Wasserrad auf dem Plan gezeigt.

„Über die Rinne läuft es in einen Zuber, der von unten erhitzt wird.“

Er zeigte auf das kleine Feuer, welches er unter eine Wanne gezeichnet hatte.

„Von da läuft das Wasser über das Waschbrett, das auf einem Rahmen fest angebracht ist. Dort schrubbst du die Wäsche und kannst sie in die Lauge im unteren Zuber tauchen.“ Dabei hatte er auf die untere Konstruktion gezeigt.

„Was ist das?“

Heinrich hatte den Rahmen gemeint, der das ganze Bild umfing.

„Damit die Kälte einem nicht so viel anhat und das Feuer nicht erlischt, wird das Ganze von einem Häuschen umgeben. Einer einfachen Holzhütte.“

„Du willst ein Haus bauen?! ... Wo willst du das ganze Material hernehmen?! Du bist ja verrückt! Das bekommst du nie hin!“

Friedrich hatte kurz überlegt, ob Heinrich recht hatte, dann jedoch an seinem Plan festgehalten.

„Bruder Notger“, hatte er zu sich gestanden, „findet, dass das eine gute Idee ist. Er hat mir Farben und Pergament für die Zeichnung überlassen. Und Lappenhard hat gesagt, ich soll das Problem lösen. Nichts anderes mache ich.... Bleibt nur die Frage, ob du mir hilfst.“

„Dein Brief an deinen Vater, dass du zu niedrigen Arbeiten eingeteilt wirst, darüber kaum zum Studieren kommst und der Propst-Elekt dir die Würden des Domherrn vorenthält, hat Bruder Engelbert wenig gefallen. Dass er dich für die Wäsche im Winter einteilt, hat also einen Grund...“

„Ach, daher weht der Wind! Du hast Angst, dich bei ihm in die Nesseln zu setzen.“

Heinrich hatte betreten zu Boden geschaut.

„Ist deine Angst vor Engelbert größer, als deine Freundschaft zu mir?“

„Friedrich!“, Heinrich war zornig geworden, „erpress mich nicht! Auch ohne dies helfe ich dir.“

In den folgenden Tagen hatten Friedrich und Heinrich mit Lappenhards und Notgers Hilfe alles Bauholz und sogar zwei hohle Sandsteine, die als Becken dienten, zusammengetragen. Es waren zerbrochene Steine von der Dombaustelle, die die Steinmetze für sie zu Becken ausgehöhlt hatten.

Nach einer Woche war das Bauwerk fertig gestellt, während sich die Wäsche auf dem Karren, mit dem sie die Steine herüberge-

schafft hatten, vor dem Lager der Küchegebäude stapelte. Bruder Leibhard, den die dreckige Wäsche vor seinen Räumen gestört hatte, hatte sich bei Propst-Elekt Engelbert beschwerte.

Doch der Wäscheberg war durch Friedrichs Erfindung in kurzer Zeit abgebaut. Schnell hatte sich die Neuerung herumgesprochen. Einige Mönche hatten sich um das kleine Bauwerk, durch dessen Mitte nun der Bach floss, versammelt, hatten gestaunt und die beiden findigen Novizen gelobt.

Mit stolzgeschwellter Brust war Friedrich dagestanden, als Engelbert in ihre Mitte getreten war. Augenblicklich war die freudige Menge verstummt. In Gedanken trat das Bild des kantigen, hochmütigen Profils seines Großonkels vor sein Auge.

„Ein Mönch, der zum Domherrn aufsteigen will, muss zunächst lernen, eitlen Stolz hinter sich zu lassen.“

Nun war jede Freude auch aus Friedrichs Gesicht gewichen.

„Geh zur Blutsäule und verbring dort den Rest des Tages kniend und übe dich in Demut. Dann baust du“, dabei hatte er mit einer verächtlichen Handbewegung auf das neue Waschhaus gewiesen, „das hier ab! Ist das erledigt, kommst du zu mir. Hast du mich verstanden, Novize?!“

Friedrich erwachte erst aus seinen quälenden Erinnerungen von damals, als Heinrich die Tür zu Engelberts Arbeitsgemach in der Propstei öffnete.

„Friedrich“, sprach Engelbert, der Dompropst-Elekt, überlegen im wuchtigen Lehnstuhl seines Wohngemaches thronend, „dein Oheim, Dietrich von Cleve, wird morgen kommen, um dich abzuholen“,

„Warum das, Hochwürden?!“, rief Friedrich halb erstaunt, halb entsetzt aus.

„Deine Laufbahn im Dienste der heiligen Mutter Kirche neigt sich wohl dem Ende zu“, schnurrte Engelbert sonor.

„Aber Hochwürden, ich habe doch nichts verbochen, was so schlimm ist, dass Ihr mich aus dem Konvent ausschließen müsst. Was kann ich tun, um...“, doch weiter kam Friedrich nicht.

Engelbert schüttelte langsam und genüsslich lächelnd den Kopf. „Es hat nichts damit zu tun...“, er schwieg eine kurze Weile, bevor er fortfuhr. Friedrichs Körper nutzte die Zeit, um einen Klos in seinem Halse zu formen.

„Dein Halbbruder, Everhard, ist tot. Du musst seinen Platz einnehmen.“

Friedrich starrte, während Engelberts Mund die Worte formten, auf die genussüchtigen Lippen seines Großonkels.

„Deshalb holt Cleve dich ab.“

Er spürte, als er die Todesbotschaft vernahm, wie sich ein weiterer Klos in seinem Hals bildete, bevor sich der erste hätte lösen können. Selbst diese Botschaft bereitet diesem Blutsauger Genuss, schoss ihm ein grimmiger Gedanke durch den Kopf. Dem Ersticken nahe, sah er seinen Großonkel, wie er auf ihn einredete und vernahm die restlichen Demütigungen. Wie ein Ertrinkender an die Oberfläche des Wassers dringt, rannte er ins Freie, sobald er die schwere Tür des Arbeitszimmers hinter sich geschlossen hatte. Auf Knien rang er nach Luft.

Wie meist geschah es, wie es Engelbert gesagt hatte. Friedrichs Leben änderte sich an diesem Tag von Grund auf. Mit Everhards Beisetzung endeten Friedrichs Kirchenjahre und die Zeit der Knappschaft unter Dietrich von Cleve, seinem Mutterbruder, begann.

3. Kapitel

Es war still. Kein Mensch war auf der Burg zu sehen. Nur die Wachtposten auf den Wehren ließen regungslos ihre Blicke das Tal der Ruhr schweifen. Stille lag über der Weite jenseits des Flusses. Ein Bauer hatte seinen Ochsen vor den Pflug gespannt und versuchte den noch winterharten Boden für die neue Saat aufzubrechen.

Im Dorf am Fuße der Burg empfingen die unsicheren Blicke der Bewohner die Ankömmlinge, als sie auf dem Nierenhoferweg vorbei an der Vogelschlacht in den kleinen Ort einritten.

Oheim Dietrich grüßte die scheuen Gestalten, um ihnen die Furcht zu nehmen.

„Geht Eurem Tagewerk nach. Wir kommen in guter Absicht“, rief er ihnen zu.

Der Ort bestand aus einer Straße, die entlang der Ruhr verlief und einem Weg aus Richtung des Nierenhofes, über den sie gekommen waren, der auf eben diese größere Straße traf. Der Verbindungspunkt der beiden Straßen bildete so etwas wie den Dorfplatz, denn in dem Dreieck stand eine Eiche, die den Dorfkern markierte. Der Weg entlang der Ruhr war die Durchgangsstraße, die zum Fährhof über die Ruhr führte. Sie ritten um den Fuß der Burgberges in Richtung des Fährhofes. Auf dieser Seite befand sich der gewundene Aufstieg zur Burg. Im Vorbeireiten heftete Friedrich seine Augen an den vernachlässigten Übergang über den breiten Strom. Die Fähre war nicht mehr als ein ärmliches Floß und der Fährhofe eine morsche Hütte.

Warum sind die Fähre und der Hof derart kümmerlich? wunderte sich Friedrich.

Gräfin Mathilde kniete in der kleinen Burgkapelle und blickte in Richtung des Lichtes, welches durch den oxsenblutrot getünchten romanischen Fensterbogen eine gewisse Wärme erhielt. Noch zeichnete das spärliche Astwerk des Buchenwaldes, der den Burgberg hinauf wuchs, ein filigranes dem Himmel zustrebendes Liniengewirr auf den fahlen Pergamenthimmel. Sie wusste nicht, was mehr schmerzte, ihr Nacken und die Schultern oder ihr von

Gedanken gequältes Haupt. Während sie ihren Blick zum Deckengewölbe hob, fasste sie sich an die Schulter und begann sie zu kneten. Sie war der Beileidsbekundungen der Ministerialen müde. Sie schütteten ihre eigene Trauer zu. Dem gemeinen Volk hatte sie den Zugang zur Burg bereits untersagen lassen. Die Untertanen kamen doch nur um einen ledernen Gürtel oder einen samtene Umhang zu ergattern. In dieser Welt gab es keine echte Anteilnahme. Jeder war auf seinen eigenen Vorteil bedacht. Ihr Kopf war leer und doch schmerzten ihre Schläfen, nach all den Tagen der Trauer und Verunsicherung.

Ihre Augen folgten den zierlichen tiefgrünen Linien, um die sich Blattwerk im Wechselspiel mit kleinen Blüten rankte. Ja, auch draußen erwacht die Welt, dachte sie. Aber wie soll ich dieses Jahr nur überstehen?

Der Tote, der den Altarraum der Kapelle füllte, war ihr fremd geworden. Die Haut in seinem Gesicht war grau und vom Salz gedörst, wie ein Stockfisch. Dabei lag dort der Mann mit dem sie fünf Kinder hatte. Doch Arnold hatte sie verlassen!

„Herrin“, einer der Eichenflügel der Kapellenpforte hatte sich einen Spalt weit geöffnet und Isabella die Kammerfrau der Gräfin wisperte vorsichtig durch den Spalt, „Reiter kommen. Es könnte Euer Bruder mit den Jungen sein.“

Von draußen drangen Rufe an ihr Ohr. Mathilde straffte sich. Friedrich, endlich. Du wirst mir beistehen, mir die Bürde von den Schultern nehmen.

„Einen Augenblick noch, Isabella. Ich komme.“

Nimm dich zusammen, Mathilde. Nimm dich zusammen, wie du es immer gemacht hast.

Eilig wechselte sie die Position und kniete vor dem Aufgebarten nieder. Flüchtig bete sie das Vaterunser herunter. Dann stand sie auf. Zum Abschied lies sie einen Blick über die sterblichen Überreste ihres Mannes schweifen. Dann verließ sie das Gotteshaus.

Die Wachen hatten auf den Wehrgängen Aufstellung genommen und beobachteten die Reiter. Unruhe kam auf dem Wehrgang auf. Offensichtlich hatten die Wachen die Ankömmlinge erkannt. Als sie durch das hölzerne Torhaus in die Unterburg einritten, hatten sich die Wachsoldaten in einer Mischung aus Neugierde und grüßendem Anstand zu einem Spalier aufgebaut. Wild aussehende Kriegsknechte, schmutzige Laufburschen und füllige

Mägde mischten sich dahinter zu einem bunten Gewirr. Zur linken Hand sah Friedrich die Zehntscheuer. Durch die geöffneten Türen und Fenster zwängten sich Menschen und riefen und winkten. Freuten sie sich etwa oder war es die schiere Schaulust nach einem öden Winter?

Friedrich blickte nach rechts und sah Dietrich. Dieser schien ebenso ungläubig wie er selbst umher zu blicken. Über Dietrichs Profil hinweg sah er den Wachturm mit den Unterkünften der Mannschaften. Von den hölzernen Wehrgängen winkten, riefen und glotzen die, die keinen Blick aus dem Hof zu erheischen glaubten.

Gestiefelte, kettenbewährte, barfüssige oder mit Holzpantinen gesegnete Füße zertraten den Boden im halb gefrorenen Schlamm der Unterburg. Lederne Hauben oder solche aus einfachem Leinen wippten auf und ab, wohl, dass ihre Träger einen Blick auf die jungen Herren von Altena zu Isenberghe erhaschten. Schließlich war irgendeiner der Reiter ihr neuer Herr.

Keines der Gesichter, in das Friedrich blickte, kam ihm bekannt vor. Er fühlte sich verloren im Angesicht der gaffenden Menge. Furcht stieg in ihm auf.

Oheim Dietrich hingegen schien das Gesinde völlig ungerührt zu lassen. Unsicher, als wünschte er sich dort hin, richtete Friedrich seinen Blick dem weißen Palas, unter dem ein Torbogen die Verbindung zwischen Unter- und Oberburg bildete, entgegen. Endlich hatten sie das Spalier verlassen und den Torbogen erreicht. Friedrich und auch Dietrich atmeten auf. Sie schauten sich an und lächelten einander erleichtert an.

Im Hof der Oberburg waren ebenfalls Menschen, wenn auch wenige, versammelt. Endlich erkannte er die Gesichter. Da waren Aelred, der Knappe seines Vaters, Gundalf und Gerulf, die Zwillinge, Wilbold und Ortliv, der Augen wie ein Falke besaß. Daran erinnerte er sich, seit ihn der Vater, kurz bevor er nach Sankt Geleon gekommen war, mit auf die Jagd genommen hatte. Das einzige Mal und doch eine feste Größe in der Erinnerung an die Zeit mit seinem Vater.

„Friedrich,... Dietrich“, hörten sie Kinderstimmen rufen, und schon hängten sich Kinderhände an die Steigbügel und Stiefel. Es waren Wilhelm und Gottfried, ihre kleinen Brüder, die versuchten, sie vom Pferde zu zerren.

Dietrich sprang vom Pferd. „Ihr beiden!“

Vor Freude umarmten sich die fünf Brüder.

Wo ist die Mutter?, dachte Friedrich. Warum ist sie nicht da?

Gerade als er sich umschauchen wollte, öffnete sich die Pforte zu Freitreppe des Palas. Er erkannte Isabella die Zofe seiner Mutter. Den Moment, den ein Pfau benötigte sein Rad zu schlagen, später, trat seine Mutter ins Freie und verweilte eine kurze Weile auf dem kleinen Plateau, um den Hof mit prüfendem Blick abzusuchen. Seine Mutter war eine große, stämmige Frau mit einem hübschen Gesicht. Als sie die Jungen erblickte, meinte er ein Lächeln über ihren Mund und ihre Augen huschen zu sehen.

In würdiger Haltung stieg sie durch das Gehäuse der Freitreppe herab. Sie hatte die Vierzig noch nicht erreicht – doch war sie jetzt älter, als er sie von vor zwei Jahren in seiner Erinnerung hatte. Zwei Jahre war ich nicht mehr hier.

Mathilde betrat den Burghof und näherte sich ihrem Sohn. Friedrich erschrak. Ihr blondbraunes, dichtes Haar war matter geworden und von einzelnen grauen Haaren durchzogen. Die Trauer und die Not hatten tiefe Gräben und schwarze Augenringe in ihr Antlitz gezeichnet. Aber das sah nur der, der sie genau anschaute. Doch diesen Blick gewährte sie nur wenigen, die sie ihrerseits nicht durch einen durchdringenden Blick in ihre geziemlichen Schranken wies. Immer schon, so lange sich Friedrich seiner Mutter erinnern konnte, ermahnte sie ihre Familie und sich selbst am meisten, Haltung zu bewahren. So kannte Friedrich sie. So hatte sie diesen zurückhaltenden Zug in ihre Familie eingepflanzt und so war er, Friedrich, nun selbst voll dieser äußeren Beherrschtheit, während er den inneren Sturm kaum im Zaume halten konnte. Dies war es, was er oft genug in sich verspürte, wenn er zurück schreckte, obwohl er voran gehen wollte. Die Kirchenjahre hatten dem mütterlichen Erbe seiner ersten sieben Lebensjahre noch das ihre hinzugefügt.

Ahnungsvoll bemerkte Mathilde das Zögern ihres ältesten Sohnes und mutmaßte, dass es wohl den von ihr gesäten Gedankenschatten, geschuldet war. Ihre Strenge hielt sie für angebracht, so wusste sie nicht, dass eine liebende Hand eine Änderung im Wesen Friedrichs hätte hervorbringen können.

Dabei war er ihr erster Sohn, ihr erstes Kind mit Arnold überhaupt. Everhard, der älteste Sohn ihres Mannes war nicht ihr Sohn gewesen. Und, wäre Friedrich vor zwei Jahren an seiner

Stelle gestorben, sie hätte sich das Leben genommen. In ihn, Friedrich, legte sie all ihre Hoffnung und Wünsche. Ihn hatte sie täglich in ihre Gebete eingeschlossen. Für ihn hatte sie Gott beschworen, dass er es zu hohen kirchlichen Würden bringen sollte. Umso stärker hatte sie ihre Not verbergen müssen, als Friedrich nach Everhards Tod aus der Kirche ausschied und in den Waffendienst ihres Bruders aufgenommen worden war. Sie hatte die männlichen Ränkespiele satt. Sie hasste das Waffengeklirre, das derbe Schuhwerk, den Krieg, den Geruch von Blut und Eisen und die ungelenkten Bewegungen der verkrüppelten Heimkehrer, die fortan die Vergänglichkeit ins Tagesbild einpflanzten. Die Männer, Väter und Brüder, die nie heimkehrten, und die im Laufe ihres Lebens wie eine schwere Last die Frauen und Kinder drückten, ohne dass sie es unter den Anstrengungen des Tages merkten. Auch in ihre Familie, in die sie ohne Ahnung eingeheiratet hatte, hatten die Kriege und Kreuzzüge bereits einen traurigen Zug geprägt. Der Tod ihres Mannes konnte sie keines Besseren belehren: War es nicht der Krieg gegen die Ketzer im Süden, der ihr nun den Mann genommen hatte? Ein dunkler Schatten legte sich wieder über ihre Miene.

Als erster bemerkte Dietrich das Zögern der beiden und nutzte die Gelegenheit auf seine Mutter zuzustürmen. Wie ein Hungriger sich auf einen Schinken stürzte, umklammerte er den Mutter schoß. Doch anstatt den Jungen willkommen zu heißen, wie es eine Mutter tut, schloss sie kurz die Hände um Dietrichs Kopf, um ihn im nächsten Moment an den Schultern zu fassen und ihn mit den traurig klingenden Worten, „sei begrüßt, mein kleiner Dietrich“, auf Distanz zu bringen. Wenigstens strich sie ihm über das Haar, als Dietrich sich verstört abwendete. Die Begrüßung hatte er sich anders ausgemalt in den Tagen der Reise.

„Seid begrüßt, Mutter!“

Friedrich, der vom Pferd gestiegen war, sah sich genötigt den peinlichen Moment der Stille zu füllen. Seine Mutter kam auf ihn zu und drückte ihn an sich. Doch er konnte die Umarmung nicht erwidern.

Er wollte seinem Vorbehalt gegen die Mutter gerade neue Nahrung geben, doch bemerkte er, dass Mathilde Halt bei ihm suchte. Wie selbstüchtig ihn die Schatten seiner Mutter doch machten. Der Vater, ihr Mann, war tot. Sie hatte wahrlich einen Grund Halt

zu suchen. Der Vorwurf gegen sich selbst, ließ Friedrich dann doch seine Arme heben und seiner Mutter Halt geben.

In den letzten Tagen hatten die Lehensleute der Umgebung dem Toten einen letzten Besuch abgestattet und auch die Handwerksleute aus dem Dorf Hattingen und der Burgsiedlung hatten ihrem Herrn die letzte Ehre erwiesen. In großen Gesten hatten sie alle den Tod beklagt und die Gerechtigkeit des Grafen als Landesherrn gepriesen.

Gräfin Mathilde hatte in den vergangenen zwei Wochen, die Verteilung der materiellen Hinterlassenschaft des Grafen von Altena zu Isenberghe übernommen – eine Aufgabe, die sonst dem Sterbenden vor seinem Tod selbst zukam.

Doch im Falle des Grafen von Isenberghe war der Tod plötzlich und im Fernen Languedoc gekommen. Wie hätte der Graf da den Getreuen und Armen selbst seine Kleider spenden und seinen hinterbliebenen Kindern seine Besitzungen und Gerätschaften zuteilen können?

In all ihrer Trauer gab Mathilde allein der Gedanke Kraft, dass sie ihren Mann im Kreise der Familie besetzen konnte.

Schon bei seinem Kreuzzug ins Heilige Land im Jahr des Herrn zwölfhundertvier hatte sie im Traum gesehen, dass er, wie viele andere Kreuzfahrer, einfach fort blieb – ohne einen Abschied. Nun war der Tag, den sie im Stillen gefürchtet hatte, gekommen.

Sie konnte Abschied nehmen. Das war das Tröstliche an diesem Tod. Unendlich dankbar war sie Aelred, obwohl er ohne Rang war, dass er sich auf das Totenamt derart gut verstand.

Das Salz hatte der Haut jegliche Flüssigkeit entzogen, so dass das Gesicht eingefallen war und die Haut grau-grün und ledern glänzte. Doch Spuren der Verwesung – schließlich musste sein Vater eingedenk des Transportes aus dem Languedoc nun mehr als vier Wochen tot sein – konnte Friedrich nicht ausmachen, als er den Toten in dem freundlich hergerichteten Kirchenraum betrachtete.

Die Sorgfalt, mit der seine Mutter die Kapelle hergerichtet hatte, die Blumen und Kränze, die achtsam um den toten Vater gelegt waren, das Licht, das der kleinen Halle durch die Reflexion der bordeauxfarbenen getünchten Erker eine weiche Wärme verlieh, versöhnten Friedrich ein Stück weit mit der schroffen Mutter. Denn sie war es, die die Kapelle nach ihren Vorstellungen hatte

gestalten lassen. Und diese Tage waren ihre Tage. Waren die Tage, in denen sie von ihrem Mann Abschied nahm. Eine Ahnung für das Leid der Mutter legte sich auf seine Abneigung und Wut. Doch warum sollte er an den Tod denken?

Er war jung. Er lebte, er würde noch lange leben. Er hatte mit dem Tod nichts zu tun. Vor zwei Jahren hatte der Vater einfach verfügt, dass Friedrich in die Obhut Dietrichs von Cleve kam, wo er auf ein weltliches, ritterliches Leben vorbereitet wurde. Zwei Jahre - nie war er gekommen, um nach seinem Thronfolger zu sehen. Nie hatte er ein Wort für ihn. Zwei Jahre. Dieser Vater hatte ihn schon damals verlassen, ohne ein Wort, ohne dass sie sich kannten, ohne dass er ihm weisen Rat mit auf den Weg geben hatte. In Friedrichs Kindheit hatte er sich um seine Geschäfte, um den Bau der neuen Burg gekümmert. Er war auf Feldzügen mit dem großen Barbarossa gegangen. Und wenn er sich um seine Kinder gekümmert hatte, dann nie um ihn, Friedrich, sondern stets um Everhard, der ihm nachfolgen sollte. Dachte er an den Vater, so war da nicht viel mehr als diese Taten. Nein, wäre dieser Vater eine wirklich wichtige, mächtige, gar beherrschende Figur in seinem Leben gewesen, so wäre ihm doch mehr dazu eingefallen. Eine Insignie von Macht und Herrschaft hat er hinterlassen. Einen ehemals sicheren Platz, der nun verwaist war, der gefüllt werden musste. Durch ihn. Auf keinen Fall wollte er das. Nicht jetzt.

Um das Wohl der Familie machte Friedrich sich keine Sorgen, denn die Grafschaft erhielt Einnahmen aus wohlhabenden Reichsstifte Essen, anderen Vogteien und dem Erbland.

Doch die Verantwortung für die Verwaltung und den Schutz der riesigen Ländereien bereitete ihm Kopfzerbrechen. Immerhin handelte es sich um nichts weniger als die Ländereien, Burgen und Höfe im Norden und Westen sowie die Grafschaft Bochum. Dies allein stellte schon eine erhebliche Verantwortung dar. Doch damit nicht genug. Aus dem Besitz seines Vaters im Osten ging die Burg Nienbrügge mit der Stadt, dem Fährhof über die Lippe und den Grafschaften Hœvel und Heesen an ihn über.

Sollte das etwa eine Gnade sein?! Gott bewahre. Nein, eine Last war dieses Erbe!

Vor zwei Jahren den Kirchenmauern entronnen und jetzt die ritterliche Welt in sich aufzusaugend, waren es andere Dinge als

das Ausfertigen von Privilegien, das Abhalten von Gerichten oder die Bemessung des Wegezolls für die Straßen und Furten der Grafschaft, die ihn interessierten. Er wusste nicht, was zu tun wäre. Und nun sollte er eine Grafschaft regieren? Unmöglich! Dies hätte Everhard, sein älterer Halbbruder übernehmen sollen. Nicht er! Aber Everhard tot. Nicht sein Problem.

Er wehrte sich gegen die Aussicht, sich von nun an bis an das Ende seiner Tage um die Geschicke seiner Grafschaft zu kümmern. Und es machte ihm Angst, was ihm in den nächsten Tagen bevorstand.

Er wollte auf Ritterfahrt gehen. Wie er ein Schwert zu führen hatte, das wusste er nun. Er würde es tun. Auch gegen den Willen der Mutter.

...

11. Kapitel

Friedrich war an diesem Morgen im August zwölfhundert-zehn vor dem Wecken aufgebrochen. Er ritt geschwind durch die frische Morgenluft und sog den jungen Morgen in sich auf. Er war nur mit Bogen, seinem Kurzschwert und einem leichten Schild bewaffnet. Ebenso drückte ihn nicht weiter das schwere Kettenhemd. Stattdessen trug er ein festes Lederwams. Dies jedoch sollte sich schon in Kürze als ein schwerer Fehler erweisen. Aber wie sollte Friedrich das ahnen?! Schließlich war er mit einem friedlichen Botengang in die ewige Stadt beauftragt worden. Die leichte Ausrüstung war für diesen Zweck nur zu geeignet.

Vor zwei Stunden hatte er die Via Francigenia verlassen und war auf die Via Flaminia gewechselt. Der Staub hatte Friedrichs Kehle ausgetrocknet und sein lederner Wasserschlauch war fast leer. Er war froh, als er am späten Vormittag die gepflasterte Via Flaminia vor den Toren von Rom erreichte. Durch die nördliche Porta Flaminia ritt er in die Stadt ein. Weiter im Stadttinneren erreichte er den Ara Pacis Augusteo, welcher im Jahre dreizehn vor Christus unter Kaiser Augustus vom Senat aus Dankbarkeit für die Befriedung des römischen Reiches von Bürgerkriegen und der glücklichen Heimkunft des Kaisers aus Spanien und Gallien gestiftet worden war.

Die Großartigkeit des riesenhaften Altars, mit seiner reichen Dekoration und unzähligen Szenen aus der Natur- und Pflanzenwelt und der Gründung Roms ließ ihn vom Pferd absteigen und vor fassungsloser Verzückung eine lange Weile verharren. Je weiter er jedoch in die Stadt einritt, so wandelte sich das Bild zu einen theatralisch wirkenden Gesicht des Zerfalls. Ein großer Teil der alten Monumente war nach Jahrhunderten der Herrenlosigkeit zu unförmigen Massen zerfallen, so dass er, trotz der vereinzelt neueren Prachtgebäude, den Niedergang vieler alter Familien vor Augen zu haben schien. Und selbst das frisch im Leben Erhaltene schien an einem heimlichen Wurm erkrankt zu sein. Im Widerspiel des Schäßigen war es Friedrich, als gelänge es dem heiteren, naiven Sinn der Römer, die Ruinen, die verfallenen Mauern und zerstreuten Blöcke, einer frischen lebensdurstigen

Vegetation gleich, wieder mit Leben zu füllen. In den Gärten erblickte er weidendes Vieh zwischen zum Trocknen ausgehängter Wäsche zwischen umgestürzten Säulen und eingefallenen Wänden, die sich wie die Reste eines verfaulten Zahnes in den blauen Himmel reckten. Was er sah, legte allerorten Zeugnis ab von der Großzügigkeit und Verschwendung, die sich das große Imperium geleistet hatte, während ihm die heutigen Menschen der Stadt nur wie die Sachwalter eines in die Antike weisenden Geisteszustandes schienen.

Die engen Gassen des nordwestlich gelegenen Stadtviertels Borgho Pio hallten von den Hufen seines Pferdes wieder und Weiber beobachteten ihn aus den Fenstern der mehrgeschossigen Häuser. Steinern und verriegelt präsentierte sich dieses Viertel im Gegensatz zu der Vorstadt. Hier und da schloss sich ein Fensterladen, wenn Friedrich vorbeikam. Er überquerte einige Plätze und erreichte das Ufer des Tibers. Auf der anderen Seite des Flusses sah er in westlicher Richtung die gigantische Engelsburg thronen. Nur wenige Brücken führten auf die andere Seite des Tibers. Er machte die Brücke aus, die direkt über den Tiber auf den massigen Sitz des Papstes, das Zentrum des abendländischen Glaubens, zuzulaufen schien. Die Engelsburg war ursprünglich im Jahre einhunderteinunddreißig nach Christus von Kaiser Hadrian als dessen letzte Ruhestätte gebaut worden. Bis zum Tod des Septimus Severus zweihundertelf nach Christus, wurden hier die römischen Kaiser beigesetzt. Papst Gregor I. benannte das festungsähnliche Mausoleum mit dem Ende der Pest von fünfhundertneunzig nach Christus in ‚Engelsburg‘ um. Ab dem zehnten Jahrhundert war sie der Sitz der Päpste und das Christliche Machtzentrum im Abendland.

Kurze Zeit später erreichte Friedrich die Brücke. Nach der ganzen Trümmerkulisse war er nun wieder vollends verzaubert. Die Brücke erstreckte sich, die Engelsburg geradewegs vor ihm, über den Tiber und endete in einem riesigen Torbogen. Links und rechts säumten übergroße, wunderschöne Engelsfiguren seinen Weg in die päpstliche Festung. Nun verstand er den Namen der Feste.

Doch seine Verzauberung wich Vorsicht, als er am Tor angekommen, seinen Auftrag nannte. Denn die Wachen musterten ihn und wiesen ihm unfreundlich den Weg zu den Stallungen. Von

einem mürrischen Soldaten begleitet, kam er zu den Ställen hinter der Engelsburg. Er befand sich nun im inneren Ring der Burg. An den Mauern der Burg aufschauend, schlug er sich den Staub von den Kleidern. Er nahm sich etwas Zeit, sein Pferd zu striegeln, um sich dann selbst an einem Brunnen zu waschen und zu erfrischen. Durch einen schönen Garten, in dem Springbrunnen die Luft kühlten, gelangte er in Begleitung einer anderen Wache in einen kleinen Saal, wo er seine Waffen abgeben musste. Am Ende des Saales war eine große Flügeltür. Als die Wache sie öffnete, türmten sich vor ihnen die Stufen einer riesigen Treppe auf. Über diese gelangten sie in ein oberes Stockwerk. Auf dem Flur am oberen Ende der Treppe wendete sich der Wächter nach rechts und ging einige Meter auf eine große Tür zu und bedeutete Friedrich zu warten, bevor er selbst hinter der Tür verschwand. Nach einer kurzen Weile öffnete sich die Tür wieder und der Wächter kam mit einem Mönch im Zisterziensergewand heraus. Die Wache nickte Friedrich knapp zu und verschwand hinter ihm, den Blick starr geradeaus gerichtet, in Richtung der Treppe, die sie hinaufgestiegen waren. Der Geistliche bedeutete ihm hereinzukommen. Als er den riesenhaften Saal betrat, spürte Friedrich förmlich die Feindseligkeit, die ihm als einem Kaiserlichen entgegen schlug. Er wurde zu einem Tisch geführt, hinter dem ein Dominikaner-Mönch saß und ihn in lateinischer Sprache nach seinem Namen und Anliegen fragte, sodann die Angaben Friedrichs in ein großes Buch mit vorgezeichneten Zeilen und Spalten schrieb. Danach bedeutete ihm der Mönch, sich an der Wand, in deren Mitte sich eine gewaltige zweiflügelige Tür befand, zum Warten auf eine lange Bank zu setzen. Offensichtlich war er noch lange nicht an der Reihe. Denn andere Wartende besetzten die durchgehende Bank der Reihenfolge nach der Tür zustrebend. Hin und wieder öffnete sich die Tür. Und der erste der Reihe trug durch den Spalt der Tür sein Anliegen vor. Manche wurden hineingelassen. Friedrich nahm neben zwei wohlgekleideten Männern Platz, deren feine Gesichtszüge vermuten ließen, dass es ihr Tagesgeschäft war, Informationen entweder aufzuschreiben oder von einem Ort der Stadt zum anderen zu bewegen. Die Gewänder der beiden deuteten auf ihre gehobene Position hin und scheinbar schienen sie ein gemeinsames Anliegen zu vertreten. Einen Pferderücken würden diese Herren, allenfalls für Ausritte in die Hügel um Rom zu Gesicht bekommen, dachte er. Unbehag-

lich schaute er an seinem dagegen grob wirkenden Surkot hinunter, während er ihn hier und da glatt zog.

Mit einander vertraut und geschäftig waren sie in ein angeregtes Gespräch vertieft. Als sie Friedrich bemerkten, stockten sie kurz, versuchten den Abstand zu ihm soweit es der Platz auf der langen Bank zuließ, zu vergrößern, woraufhin sie nun leiser weiter sprachen. Doch nach kurzer Zeit schienen sie ihn schon wieder vergessen zu haben und stimmten in gewohnter Weise in das allgemeine Gewisper, das den großen Saal erfüllte, ein.

Friedrich studierte die ausschließlich männliche Gesellschaft, die bedächtig über das Schwarzweiß des mit Florentinerkacheln gedeckten Bodens schreitenden Zisterziensermönche, die finster dreinblickende Dominikaner, reich gekleidete Bürger, die in Zweier-, mal in Dreiergruppen über den gesamten Raum verstreut ins Gespräch vertieft waren, die Wachen in den schwarzweißen, päpstlichen Röcken. Er las den Aufbau und die Verzierungen der schweren, dunklen Wandtäfelung. Und es hätte ihm auffallen können, dass sich hinter den Stäben einer der Täfelungen etwas hin und wieder bewegte.

In flüsterndem Ton, so dass möglichst kein Laut hinunter in das Innere des großen Saales drang, ging Leo von San Croce, päpstlicher Legat, mit seinem Magister Hugo die Wartenden auf der Gegenseite des Saales durch.

„... und wer ist der junge Bote neben Bartolomaeo und Thomasini von der römischen Verwaltung?“

Hugo rutschte willfährig mit dem Zeigefinger seiner linken Hand auf der rechten Seite eines großen Buches herum. Schließlich sagte er: „Das, das ist ein Bote des Kaisers. Er hat eine Nachricht, die an den Papst adressiert ist.“

„Ahhh...“, dann wollen wir doch mal sehen, was der Welfe uns mitzuteilen hat“, atmete Leo gedehnt aus und legte den Zeigefinger an die Spitze seiner langen, knochigen Nase. Mit einer raschen Bewegung wendete er sich zum Gehen, woraufhin Hugo das Buch zuklappte und seinem Herrn mit geschäftsmäßigem Schritt und dienstbeflissener Miene folgte.

Friedrich wurde das Warten zu lang und er hatte, wie er meinte, bereits alles erfasst, was es in diesem Raum mit den Augen zu erfassen gab. Nun begann er sich auf die Geräusche um ihn herum zu konzentrieren. Um sich besser konzentrieren zu können,

schloss er nach einiger Zeit des Wartens die Augen und begann einzelne Wortketten aus dem Gewirr heraus zu filtern. Die beiden neben ihm waren so heftig ins Gespräch vertieft, dass sich seine Ohren fast zwangsweise, auf alles, was aus ihrer Richtung kam ausrichteten und mehr und mehr dazu in die Lage versetzt wurden, ganze Satzteile aus ihrem Gespräch aufzuschnappen.

„.... Schweinspoint ... Spoleto.... Fehler gemachtAudienz....das Glück und Diepold von Schweinspoint war bisher mit ihm ... streckt die Hand nach Sizilien aus und sieht die Dinge nicht, die um ihn herum passieren....“ Friedrich wurde hellhörig. „Staufer ins Meer werfen...es ist möglich.... Philipp August von Frankreich ... Französischer König ... Papst ... Botschafter.... Feindschaft wiederbeleben ... Angst schüren.“

In Friedrichs Kopf arbeitete es. Und er war völlig in Gedanken vertieft, als ein hagerer, nicht besonders großer Zisterziensermonch vor ihm Aufstellung genommen hatte und sich räusperte, „hehrmm, Ihr, Ihr eh... möchtet mir bitte folgen“, sagte dieser knapp und schritt voraus zu der großen Eichentür, deren rechter Flügel einen Spalt offen stand.

„Gebt mir, was Ihr mit Euch führt und was für uns bestimmt ist.“ Eine Hand kam hinter dem verschlossenen Flügel zum Vorschein und wartete darauf, dass sie mit einem Schriftstück oder ähnlichem beschwert würde. Friedrich wollte den Umschlag hervor nesteln, hielt jedoch inne und verlangte, „mit Verlaub, mir wurde aufgetragen, das Schreiben dem Papst oder einem glaubwürdigen Vertreter zu übergeben.“

„Was ist denn glaubwürdig, wenn nicht dieser Ort, Dummkopf“, zischte es hinter der Tür hervor.

Friedrich erwiderte ohne sein Verunsicherung durch die Stimme kund zu tun, „zeigt euch, Herr, und nennt mir euren Namen, wie mir vom Kaiser aufgetragen. Dann gebe ich heraus, was ich zu geben habe.“

„Phhh“, zischte es wieder hinter der Tür und urplötzlich schnellte eine markante Nase, der ein bleiches, knochiges Gesicht folgte, hinter der Tür hervor. Leo von San Croce fixierte Friedrich aus giftigen zusammengekniffenen Augenschlitzen.

„Das ist der Herr Legat Leo von San Croce“, fügte der kleine Mönch dünn hinzu.

„Name?“, zischte der Legat ihn aus giftigen Augen an.

Friedrich zog ruhig – obwohl er sein inneres Zittern spürte – den Brief aus seinem Wams und übergab die Botschaft dem Mönch, der sie, als sei sie glühend heiß, augenblicklichen an den Legaten weiterreichte.

„Friedrich von Altena, ist mein Name, dem Kaiser und Heiligen Vater zu Diensten.“

Hugo schaute ihn verächtlich an, tat einen Schritt nach vorn, an Friedrich vorbei und verschwand durch den Spalt der Tür, woraufhin diese von innen zugezogen wurde. Vorbei war der üble Zauber. Friedrich blieb einen Moment verdutzt stehen, drehte sich dann um und setzte sich wieder auf seinen Platz neben den beiden Beamten. Diese schauten ihn interessiert an, bevor sie sich wieder ins Gespräch vertieften. Wieder verging lange Zeit, ohne dass etwas Nennenswertes passierte.

Hinter der schweren Eichentür eilte Leo von San Croce, den Brief vor sich hertragend in einen benachbarten, prächtig ausgestatteten Raum. Dort angelangt blieb er stehen und hob langsam den Kopf. Er liebte diese Geste der Demut nicht. Aber wahrscheinlich war es genau seine Hochfahrenheit, die ihn nicht an seinen Buhlen um den Heiligen Stuhl hatte vorbeiziehen lassen. Hier saß jetzt Lotario von Segni aus dem Dorf Anagni bei Rom, der sich nun Innozenz III., Papst der Heiligen Römischen Kirche, nannte und gerade aus seiner Hand den Brief des Welfenkaisers entgegennahm.

Aber es zählte nicht zu Leos Eigenschaften, etwa die Ursache seines Lebenswegs in sich zu suchen. Vielmehr machte er seine Herkunft und vor allem seinen Vater für sein Schicksal verantwortlich.

„Heiliger Vater“, hörte er sich sprechen, „soeben haben wir eine Nachricht von Otto von Braunschweig entgegen genommen. Der Papst machte eine Handbewegung, die bedeuten sollte, er solle vorlesen und sogleich brach der Legat das Siegel, entfaltete das Schriftstück und begann laut zu lesen.

„Ich Otto IV., von Gott ernannter Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, habe dem Reiche zurückgegeben, was bereits im Besitz des Reiches war. Bis hierher wurden die Reichsrechte in der Lombardei und Piemont, im Herzogtum Marken und Ancona, Spoleto und Tuszien hervorragend zur Geltung gebracht. Gleiches wollen wir auch für die südlichen Teile ins Werk setzen.

Bedauerlicherweise sehen wir uns nicht im Stande, solange das normannische Sizilien in der Hand eines Staufers ist und außerdem der König von Frankreich durch seinen Sohn, Ludwig, die festländischen Besitzungen meines Onkels und Königs von Britannien, König Johann, besetzt hält, vor Scham unser Angesicht zu erheben und den Forderungen Eurer päpstlichen Hoheit bezüglich des von Euch 1198 dem Reich entnommenen Territoriums nachzufolgen. Als Beleg unserer versöhnlichen Absicht im Zusammenspiel mit dem Heiligen Stuhl und der Rückgewinnung des Heiligen Landes haben wir die Vorbereitungen des bei unserer Krönung versprochenen Kreuzzuges begonnen.“

„Das ist unglaublich“, fauchte der Papst in voller Erregung, „dieser machthungrige Wolf will, wenn er mit dem Patrimonium fertig ist, auch noch Sizilien haben.

Ist der Bote noch da?! Wenn ja, soll er warten. Ich werde eine Rückantwort diktieren.“

Hugo verließ eilends den Raum, um sicherzustellen, dass Friedrich die Rückantwort noch in Empfang nehmen konnte. Als er zurückkam, beschwichtigte Leo von San Croce den Papst; „Heiliger Vater wir müssen verhindern, dass Otto von Braunschweig Euch noch tiefer im Patrimonium bedrängt.“

„Das will ich ja gerade verhindern!“, brüllte der Papst, stand auf, ging zu einem der Fenster und starrte nach draußen, „das Schwert, was wir selbst geschmiedet, wendet sich jetzt gegen uns“, wisperte er mit einem verzweifelten Zug um Lippen und Nase mehr zu sich als zu den im Raum Befindlichen.

Leo war gekränkt. Doch sammelte er sich wieder und wagte einen neuen Anlauf, als Innozenz sich wieder zu ihnen wendete, „teilt ihm also nicht Eure wirklichen Pläne mit...“

„Richtig, genau das werden wir nicht tun.“ Der Legat erschrak als er in die Miene des Papstes sah, welche versteinerten Hass gegen den Kaiser erahnen ließ.

„Wir werden ihn einfach erneut auf unsere Forderungen hinweisen und ihm erneut die Exkommunikation androhen. Also schreib“, rief er dem Schreiber zu, der über einen Tisch gebeugt in der Ecke des Raumes saß. Der Secretarius nahm eine Feder auf und erwartete das Diktat des Papstes. Als das Pergament beschrieben und versiegelt war, brachte es der Mönch, der auf den Namen Hugo, hörte hinaus zu Friedrich.

Dieser saß immer noch auf der Bank, müde von der quälenden Warterei.

Wieder öffnete sich die Tür, der Magistrat kam zu Friedrich herüber, übergab den Brief mit knappen Worten und verschwand wieder. Friedrich betrachtete das edle in sich gefaltete Schriftstück mit dem päpstlichen Siegel. Der Brief war nicht auf Pergament, wie die Schriftstücke am kaiserlichen Hof, geschrieben, sondern auf diesem neuen feinen Material ‚Papyrus‘, von dem er bisher nur gehört hatte. Er strich über die Oberfläche des Briefes, während er langsam durch den großen Saal in Richtung Ausgang schritt. Er spürte Unbehagen, als er sich dem Ausgang näherte. Als er auf eine Tafelung über der hohen Tür schaute, war es ihm, als verfolgte ihn aus kalten Augen ein stechender Blick.

Draußen vor der Tür verstaute er das päpstliche Schreiben in seinem Wams. Als er wieder ins Freie trat, atmete er tief durch. Die Sonne wärmte ihn angenehm und die Kälte der letzten Stunden wich wieder aus seinen Gliedern.

„Hugo“, fauchte Leo von San Croce seinen Magistraten an, „finde heraus, wer dieser hochmütige Bote ist.“

Hugo nickte ergeben und verschwand augenblicklich aus dem Saal. Er war nicht unfroh, denn er zog die Anwesenheit der stummen Annalen der päpstlichen Bibliothek ihrem übellaunigen Besitzer und seinem stets fordernden Legaten vor. Doch zu lange durfte er nicht fern bleiben, wenn er nicht diese teure Freiheit verlieren wollte.

~

Der Kaiser war bester Laune. Wieder hatte er klug seinen Anspruch in Kraft zu setzen gewusst. Der Plan von Foligno hatte Früchte getragen.

Heute in der Früh hatte er das Angebot vom Staufer erhalten, dass dieser auf die Nachfolge in Sizilien und in Schwaben auf Grund seines väterlichen Erbanspruches verzichte und tausend Pfund in Gold und Silber zahlen wolle, sofern er, Friedrich, das regnum Sicilie in Frieden besitzen dürfe.

Heute hatte er gute Laune und er freute sich auf den Ritt durch die sonnige in aller Pracht des Frühjahrs erstrahlende Latänische

Campagna in ihrer Mischung aus weiterem Land und duftenden Laubwäldern.

Der kleine Tross ritt auf der alten Römerstraße Via Francigena und Otto diskutierte, an der Spitze des Trosses, die nächsten Schritte wegen des Stauferangebotes mit seinem Marschall Heinrich von Kalden. Dieser lobte den Kaiser ob seines Geschicks und unterstützte ihn bei seinen Überlegungen.

„Wenn Ihr den Staufer endgültig beseitigen wollt, dann geht nicht auf den Vorschlag ein. Wir sitzen gut im Sattel und wenn die Schiffe aus Pisa kommen, können wir den Knaben endgültig nach Afrika jagen.“

Arglos und wegen ihres Erfolges wenig wachsam, hörten sie das Dröhnen der Pferdehufen erst, als sie schon ganz nahe waren.

...

Aus 15. Kapitel

...

~

Am Nachmittag des Tages vor Pfingsten setzte sich ein Zug von vierzehn Armigern aus dem Lager in Bewegung und stieg zur Burg von Monte Fiascone auf. In einem großen Gewölbe in den Kalkaden der Burg mussten sich die Jungen entkleiden und sich unter Anwesenheit und strenger Aufsicht des höchsten Geistlichen Hugo von Ostia von allen Sünden reinwaschen. Als Friedrich den Bischof in herrischer Geste sah, musste er an den Verrat denken. Er war sicher, dass auch Bischof Hugo an ihm beteiligt war. Nun fürchtete er hinterhältige Rache. Bei dem reinigenden Ritual achteten die Kirchenmänner auf strengste Zucht, Ordnung und Anmut. Gingen an der Reihe auf und ab und bestraften Verstöße mit harten Stockschlägen. Als die Jungen sich abgetrocknet hatten, kleideten sie die Knappen in einfache, braune Mönchskutten. Das Sackleinen der Kutte kratzte Friedrich. Die Pein der Erinnerung stieg in ihm auf. Urplötzlich fühlte er sich in seine Kirchenjahre zurückversetzt. Stumm und voller Gram gegen die Obrigkeit, senkte er den Blick zu Boden.

Dann zogen die Jungen ein purpurnes Gewand über den einfachen Leinenwanst. Die Zeit der Nachtwache, die sie wachend und in sich gekehrt in der Burgkapelle von Monte Fiascone verbringen sollten, nahte. So schrieb es das Ritual vor. Und diese Nacht sollte die Prüfung der Prüfungen für Friedrich werden.

Das Mittelschiff der Kirche war spärlich erhellt vom schwachen Kerzenschein der Opferlichter. Die elf Adepten wurden kniend, die Gesichter den dicken Mauern zugewandt, auf die einzelnen Flügel des Gotteshauses verteilt.

Zunächst hörten sie einander, sich räuspern oder den Stand verändern. Doch allmählich umfing sie die Stille. Kaum ein Laut durchbrach die Einkehr. Friedrich sah durch das schwache Licht die Ornamente, die den Umriss des Kreuzes bildeten. Stumm und unverrückbar prangte es vom Altar des Seitenschiffes, nicht rühr-

te es sich. Auf dem Bogen über dem Christenzeichen war in goldenen Lettern in lateinischer Schrift zu lesen „IN HOC SIGNO VINCES“ (In diesem Zeichen wirst du siegen). Dutzende Male, ohne dass der Spruch tiefer in sein Bewusstsein drang, las er den Vers. So wandte sich Friedrich von der goldenen, äußeren Verrückung wieder der inneren Stille zu. Zunächst hatte sie Beklemmung verursacht, doch wurde sie bald zum Gefährten der Dunkelheit.

Wie in Trance trennte sich Stund um Stund Friedrichs Geist mehr und mehr von seiner körperlichen Hülle. Fast sah er sich selbst auf den steinernen Stufen knien. Würde er wirklich in diesem Zeichen siegen? Beinahe erschrak er, wenn seine Gedanken wirr und heftig an ihm zu zerren begannen. Die Übung wurde zu einer äußeren und inneren Zerreißprobe.

Fast schien es ihm, dass er sich nach der Zeit im Dienst der Kirche immer mehr von dieser entfernte. Weniger stellte er die Heilige Schrift in Frage, denn die Gebärden des Klerus, den bunten Pomp in den Kirchen und die Hinterlist und Gewalt ihrer Vertreter. Die Strenge, die ihm im Traum und im Wachen begegnet war, mit der die allmächtige Kirche die Regeln von Sünde, Schuld, Buße und Vergebung in sein Gewissen und Denken, in das Gewissen und Denken aller Menschen hineingepeitscht hatte, ließ ihn mit Abscheu das Gesicht abwenden. Je mehr er darüber nachdachte, umso mehr ekelte es ihn an.

Er fiel vornüber auf die Hände. Vor Verzweiflung krampfte er sich auf dem Boden zusammen. So sehr fühlte er sich in dem Käfig, der alles zusammenzuhalten schien, gefangen. Er war zu klein, zu schwach, dieser mächtigen Kraft zu entrinnen. Ausweglose Trauer umfasste sein Herz mit eiserner Hand. Das ganze Leben der Menschen war diesem Dogma unterworfen und bestimmte Handeln und Sein, war als moralische Instanz in den letzten Winkel der Existenz geflossen, pferchte die Menschen zusammen und sonderte die Abtrünnigen aus. So folgten sie wie Lämmer und niemand traute sich ein Aufbegehren gegen das aus der Angst vor dem Höllentod errichtete Gebäude zu. Denn jeder lief Gefahr gnadenloser Ächtung durch den Nächsten, durch die nächste Gruppe. Kälte umfing ihn. Er kauerte sich vor den Altar. Langsam verging der Wahn und er kam wieder zu sich. Ein Sternenschweif zog vor dem Kosmos der geschlossenen Augen vorbei. Unaufhörlich. Immer und immer wieder. Dann fühlte er, wie

er von innerer Wärme durchströmt wurde, obwohl der kühle Hauch der Frühjahrsnacht an den Pforten rüttelte. Gegen Mitternacht schmerzte die rechte Seite heftig und Friedrich konnte nicht mehr in der knienden Haltung verweilen, er legte sich lang ausgestreckt auf den Bauch und bildete seinerseits ein Kreuz. So verharrte er Stund um Stund. Als er einzuschlafen drohte, nahm er wieder seinen alten Platz auf der Treppe der Seitenkapelle ein. Von dort fiel sein Blick auf den Altar. Die Sporen – seine neuen Sporen – funkelten ihm golden entgegen; daneben sein neuer, roter Surkot mit dem Wappen, der Rose, und sein neues, wunderbares Schwert. Gerne wäre er hingegangen, hätte es aus der Scheide gezogen und in der Hand gewogen.

Einen Namen sollte er ihm geben – dem besten Schwert, das je unter dieser Sonne und unter diesem Mond geschmiedet worden war. Er hatte die Klinge gesehen und wusste, dass diese Einzigart nur im Morgenland hergestellt werden konnte. Er sollte sie immer zu einem guten Zweck führen. Doch würde er sie je gegen die führen können, die sie geschmiedet hatten? Ein Zauberschwert, einzigartig und schön.

Da dachte er an den Zauberer, der Peceval durch Sigrune eine schwere Aufgabe gestellt hatte und den er für dessen geheimnisvolles Wesen bewunderte. Und in diesem Gedankenmoment gab er dem Schwert den Namen Klingsor, nach dem großen Zauberer, ohne erkannt zu haben und zu ahnen, welcher Art der Namensgeber war.

Er stellte sich den Zauberer vor. War es der schwarze oder der weiße aus seinem Seetraum? Im Wahn der Müdigkeit formten sich nacheinander oder zur gleichen Zeit, er wusste es nicht mehr, vielfache Gesichter. Aus unbekanntem, mystischen Antlitz formten sich sodann bekannte Gesichter. Arnold, der Vater, Kaiser Otto, seine Mutter, Erzbischof Adolf, Oheim Dietrich, die Freunde Gerhard und Conrad. Doch ein Antlitz zeigte sich in dieser Nacht immer und immer wieder und gab ihm die Kraft, dieses Martyrium durchzustehen. Es war Sophie.

In diesem Widerspiel zwischen Wohligkeit und Qual schaffte er es, den Rest der Nacht kniend, wie in Trance, immer am Rande der Ohnmacht, zu verbringen. Dann war die längste Nacht seines bisherigen Lebens vorbei. Die Glocken läuteten zur Prim. Und zum ersten Mal nahm er wahr, dass ja noch andere mit ihm in der Kapelle gewesen waren, die das gleiche Martyrium durchwacht

hatten und nun ihre steifen Glieder unbeholfen und hölzern zu bewegen suchten.

Als der Abt die großen Flügeltore öffnete, flutete das gleißende Licht des anbrechenden Tages in die Kirche. Der Zug aufgereihter Knappen setzte sich in Bewegung, und als Friedrich leicht wackelig durch die Pforte ins Freie schritt, fühlte er sich unsicher und doch gereift. Er spürte seine Größe und Kraft, die ihn seiner Jugend mit jedem Schritt, den er tat, zu entheben schien.

Der Abt führte die angehenden Ritter in den Hof der Oberburg. Dort erwartete sie der versammelte Hofstaat. Die Burg war festlich geschmückt. Die Banner wehten und Fanfaren verkündeten das freudige Ereignis weit über die Campagna. Das grelle Licht, der Lärm und die vielen Menschen waren Friedrich ein Graus. Er war froh, als sie in die Torhalle geführt wurden, die die Oberburg von der Unterburg trennte.

In der lichtdurchfluteten Halle warteten ihre Leibknappen auf sie. Friedrich erkannte Aelred, der die Sporen und den purpurfarbenen Surkot, der die Iuvenes mahnen sollte, stets für die heilige Kirche ihr Blut zu vergießen, in den Händen hielt. *In welchem Hauch von Zeit ist er in die Kirche geeilt und hatte die Dinge hergeholt? Doch wo ist das Schwert?* Friedrich ging zu ihm.

Auf einer steinernen Bank sah er ein weißes Schwertgehänge und schwarze Beinlinge, die die jungen Ritter zur Mahnung an den immer lauernenden Tod trugen. Er setzte sich und streifte sie über seine sonnengebräunten Beine.

Als er sie übergezogen hatte, stand er auf. Aelred hielt schon den purpurroten Surkot bereit. Als der Surkot mit Aelreds Hilfe übergezogen war, nahm Friedrich das weiße Schwertgehänge, das ihn an die Reinheit der ritterlichen Seele erinnern sollte, auf und gürtete sich. Als letztes Zeichen der ritterlichen Würde legte er schließlich die vergoldeten Sporen an.

So gewandet wurde die Gruppe der jungen Ritter von Marschall Heinrich von Kalden zur Morgenmesse wieder in die Kapelle geführt. Eilige Knappen liefen durch den Kirchenraum, um die dort verbliebenen Schwerter dahin zu bringen, wo die Adepten Aufstellung genommen hatten.

Dietrich trat zu Friedrich und legte sein Schwert in das weiße Gehänge ein.

„Nun, hast du einen Namen gefunden?“, fragte er, während sich die Kirche mit dem Hofstaat im Gefolge des Kaisers füllte.

„Ja, Herr. Es heißt Klingsor.“

„Ein guter Name“, lächelte er, verbeugte sich leicht vor seinem Neffen und zog sich zurück.

Alsdann betrat Bischof Hugo von Ostia den Altarraum im Hauptschiff und begann in Anwesenheit des Kaisers und seiner Vertrauten die heilige Messe zu lesen.

Er beschwor noch einmal die christlichen Tugenden prudentia, temperantia, fortitudo, iustitia, fides, spes und caritas. Ritterliche und kirchliche Tugenden unterscheiden sich. Auch hier liegen Papst und Herrscher im Widerstreit, dachte Friedrich, als der Bischof die Schwerter eines jeden Adepten segnete.

Friedrich schreckte auf, als sich der purpurne Samthandschuh auf sein Schwert legte. Er blickte auf und sah die feuchten Lippen des Bischofs, die die Worte der Formel hervorbrachten.

„Jetzt ist dein Schwert gesegnet. Jetzt bist du Ritter unter Christus geworden. Bedenke nun stets die ritterliche Ehre, deinen Stand, deine Person, deine Geburt, deinen Adel. Sei demütig ohne Falschheit, wohl erzogen, dem Armen gütig, den Mächtigen gegenüber hoch gesinnt. Halte dein Äußeres schön. Ehre und liebe die Frauen. Sei freigebig, treu und unverdrossen. Dies immer wieder von neuem.“

Dann schlug er das Kreuz und übergab, als er die Reihe abgeschritten und wieder und wieder die Formel gesprochen hatte, die jungen Ritter dem weltlichen Herrscher.

Sie verließen die Kapelle und zogen aus der Oberburg durch die Torhalle aus. Als sie ins Freie traten, drängte sich das zu zusammengelaufene Volk in der Unterburg, um an dem Festakt teil zu haben. Durch das Spalier der Menge ging der Zug hinaus auf den Festplatz. Der Platz war übersät mit bunten Fahnen und Wimpeln, die an Zelten und Baldachinen flatterten.

Dort, wo das kaiserliche Festzelt aufgebaut war, nahmen die Iuvenes Aufstellung. Sie traten in Reihe auf ein Podest vor den Festbaldachin des Kaisers, auf dem Otto bereits, umrankt von den Höchsten des Reiches, Platz genommen hatte. Als eine Fanfare ertönte, wurde von einem Knappen die Longinuslanze herbei

getragen. Aus der anderen Richtung wurde sodann, ebenfalls von einem Knapen, das Mauritiusschwert hergebracht. Das Schwert, die Lanze, kam es Friedrich, sie stellten die Gralsszene nach. Woher kennen sie diese? Friedrich beobachtete den Kaiser, der würdevoll und reich gekleidet, ohne Regung zu zeigen, im Zentrum der Szenerie postiert war. Jede Handlung schien bei ihm zusammenzulaufen. Und trotz seiner Regungslosigkeit, schien er, der Kaiser, diesen Moment in sich zu feiern. Hatte sein Otto dieselben inneren Erfahrungen wie er erlangt? Des Herrschers Geist musste die Größe dieses Momentes ummessen. So und nicht anders war seine Strahlkraft zu erklären. Friedrich wurde von dem Schauer des Momentes wild ergriffen. Unglaublich!

Er bekam weiche Knie. Er konnte die Vollkommenheit dieses Augenblicks nur schwerlich fassen. Ihm war, als müsse er zerspringen, als müsse er wachsen, um das Unfassliche in sich aufzunehmen. *Dass ich dieses erleben darf!*

Während die Lehnsherren der anderen Jungen feierlich näher schritten, erhob sich der Kaiser und kam, gefolgt von Dietrich, als erstes auf Friedrich, obwohl er inmitten der Reihe und nicht an deren Anfang stand, zu.

Friedrich blickte den Kaiser ehrfürchtig an und erwartete den Halsschlag. Doch der Kaiser fasste ihn an der Schulter und drehte sich zu der Menge hin. Dann hörte Friedrich den Kaiser an den Hof gewandt sprechen, „dieser junge Knappe hier hat bewiesen, dass er ein Chevalier von reinstem Mute und reinster Gesinnung ist. Er hat mich aus großer Gefahr gerettet. Ihm wird die Ehre zuteil, heute als erster in den Stand der Reichsritter erhoben zu werden.“

Ein Raunen ging durch die Menge. Das war also der junge Armiger, der dem Kaiser das Leben gerettet hat.

Friedrich nahm die Szenerie gar nicht mehr wahr und sah auch nicht andere Höflinge und Armiger neidisch auf ihn blicken. Er hörte nur die Worte, ohne deren Sinn zu begreifen. Es war ihm, als sei er in eine unwirkliche Welt versetzt. Dann endlich wandte sich der Kaiser wieder Friedrich zu und sprach: „Ich frage dich, Friedrich von Altena, willst du nach den heiligen und ritterlichen Regeln Vuoge, Maze, Minne, Ergebenheyt und Troye leben?“

Friedrich schaute zu Dietrich, welcher kurz nickte.

Dann sprach Friedrich mit dünner Stimme die Formel: „Hier gelobe ich Lehenstreue und Dienst für Otto, unseren Kaiser: Die

Wahrheit zu sprechen oder zu schweigen, zu tun und geschehen zu lassen, zu kommen und zu gehen, in der Not und in guten Zeiten, im Frieden und im Krieg, im Leben oder Sterben. Von dieser Stunde an, bis der Herr mich freigibt oder der Tod mich nimmt.“

„Dann mache ich dich zu Ehren Gottes des Allmächtigen zum Ritter und nehme dich in unsere ritterliche Bruderschaft auf.“

Endlich, aber unerwartet, nahm er den Halsschlag, den ihm der Kaiser erteilte, indem er ihm mit der flachen Hand gegen Hals schlug, entgegen.

„Nimm mit diesem Schlag keinen weiteren mehr von einem anderen – sei er niedrigen oder hohen Ranges – hin, ohne dafür Wiedergutmachung zu erlangen.“

In diesem Moment sah Friedrich seinen Kaiser zum ersten Male lächeln und ihre Blicke trafen sich einem ewigen Augenblick, der Friedrich auf immer mit diesem Manne verband.

...

41. Kapitel

Glücklich reiste Friedrich zurück nach Westfalen. Zum zweiten Mal seit seiner Rückkehr aus Italien färbte der Herbst die Bäume und Wälder in ein sattes Goldgelb. Die späte Sonne trieb die letzte Süße in den Wein an den Hängen der Winzer Höhen am Ruhrufer und bescherte der Grafschaft noch ein paar schöne Tage. Die Oktoberwinde bliesen das bunte Laub durch die Wiesen und Auen der Grafschaft. Straßen und Wege kreuzten die grünen und gelben Wiesen und Felder, die ein farbenfrohes Muster ergaben.

Doch das Farbenspiel draußen interessierte Friedrich in diesen Tagen wenig. Er erwartete den Winter und danach das Frühjahr. Diese Zeit hatte sich Sophie für den Abschied von der Heimat erbeten. Dann aber würde das Warten ein Ende haben. Sein Herz machte Bocksprünge bei dem Gedanken an das nächste Frühjahr. Kaum hielt es ihn in seinem Arbeitsgemach.

Dennoch schrieb er der Angebeteten häufig und sandte Boten nach Limbourgh, die immer auch mit einem Brief von Sophie zurückkamen. Und so ging es über die Wochen hin und her.

Eines Tages, es war bereits Oktober, saß Friedrich an seinem großen Tisch in seinem Saal, denn die Regierungsgeschäfte wieder hatten ihn eingeholt.

Er dachte an das letzte, unerfreuliche Zusammentreffen mit seinem Vetter, Ado von der Mark. *Von der Mark. Ein unabhängiger Kopf ist er schon. Verzichtet mir nichts dir nichts auf den Namen seiner Väter. Friedrich von Altena zu Isenberg. Vielleicht sollte auch ich mich von Altena lösen. Doch viel wichtiger ist es, dass ich meine Privilegien, Rechte und Vogteien und Lehen absichere, mein Land zu einem durchgängigen Stück forme. Im Moment gleicht es eher einem unseeligen Flickenteppich.*

Er schickte nach Bertil, seinem jüngeren Bruder, der gerade auf Isenberghe weilte, bevor er nach Osnabrück weiterreiste. „Bertil“, sagte er, als der Bruder in seinem Gemach erschien, „ich möchte deine Schreibkünste in Anspruch nehmen.“ Bertil schaute seinen Bruder bereitwillig an, „worum geht es denn?!“

„Ich berichtete dir von dem sonderbaren Zusammentreffen mit Adolf.“ Bertil nickte, „ich erinnere mich.“

„Die Begegnung geht mir seit Tagen nicht aus dem Kopf. Und ich befürchte, dass für ihn die Familienbande nicht mehr viel zählen.“

„Was willst du also tun?“

„Ich habe vor, ein Verzeichnis aller Besitzungen mit gewährten Privilegien anzufertigen.“

„Also Vogteien und Lehen“, überlegte Bertil laut bei sich, „also Besitzungen, die uns durch Intrigen zwischen anderen, so zum Beispiel durch Ado, abspenstig gemacht werden könnten.“

„Ja, genau das, Bertil.“

„Also Bruder, lass uns keine Zeit verlieren.“

In den folgenden Tagen und Wochen gingen Friedrich und Bertil daran, Karten und Urkunden zu wälzen und eine Schriftrolle anzufertigen, die alle erteilten Vogteien und Lehen enthielt. Um die Stammlande machte sich Friedrich keine Gedanken. Sie waren vor Zugriffen sicher. Als Friedrich seine Reiseaufzeichnungen durchging, fielen ihm mehrere Höfe auf – Styrum, Mecklenbeke, Heessen, der Fährhof. Er musste weitere Klärungen vornehmen.

Die Fähre über die Ruhr wollte er nicht eher ausbauen, eher nicht der Fährhof in seinen Besitz übergegangen war. Friedrich erinnerte sich gerne an den Tag, den er dort im letzten Jahr verbracht hatte. Denn mit der Äbtissin, Hildegard von Kaufungen, die dem Stift vorstand, hatte er sich gut verstanden und pflegte seither gute Beziehungen dorthin.

Er setzte eine Depesche auf, um nun den Tausch gegen die Hälfte seines Gutes bei Wibbelrath, den Adolf von Berghe vermittelt hatte, endgültig zu besiegeln.

Zudem fiel ihnen bei ihrer Inventur auf, dass einige Vogteien ihren Zehnten, einige Male säumig beblieben waren. Friedrich war diese mühsame Arbeit sehr zuwider. Und der Akribie Bertils hatte er es zu verdanken, dass die Forderungen bei den Frevlern eingefordert wurden.

Von der Entscheidung aus Gerresheim über den Tausch der Höfe hatte Friedrich seither nur erfahren, dass die Äbtissin bei seinem Oheim, Erzbischof Adolf das Anliegen eingereicht hatte und die-

ser dem Vorschlag des Tausches nachgekommen war. Die Äbtissin von Kaufungen hatte sich seither jedoch in Schweigen gehüllt.

Eher noch als die Entscheidung über den Tausch wehte der kalte Winterhauch Kriegsgerüchte von Cölln herauf. Demnach wollte König Johann von England im Frühjahr mit einer großen Streitmacht in Nordfrankreich eindringen, um sich streitiger Herrschaften im zu England gehörenden Poitou zu bemächtigen. Reisende berichteten, dass der vom Papst gestützte französische Infant Louis-Philipp zum Zug ins Poitou rüstete, um die englischen Invasoren zu empfangen, während sein Vater Philipp Auguste im Dienste des Papstes für die Staufer gegen die anhaltenden Einfälle des Wolfen ins staufertreue Thüringen agitierte.

Friedrich und seine Männer hatten den Herbst dazu genutzt eine Erzader am nahen Bahrenberghe zu muten. Karren mit erzhaltigem Gestein rollten zur Schmiede der kleinen Siedlung unterhalb der Isenburg. War das Gestein einmal vom Erz getrennt, wurden die eisernen Klumpen auf Karren geladen. Diese quälten sich dann entweder hinauf zur Isenburg oder sie rollten über den Ruhrweg nach Swerde zu Ricbertus und Giselher. Die Isenburg war Tag ein Tag aus zu einem Ort geschäftigen Treibens geworden. Die Essen wurden Tag und Nacht gefeuert und ebenso emsig klang der Schmiedehammer im Dorf und über der Burg.

Mathilde saß in ihrem Gemach und hielt sich die Ohren zu. *Dieser Lärm macht mich noch verrückt!* Erbost stand sie auf und riss das Fenster auf. In der Unterburg sah sie Friedrich mit Cedric, Wilbold und den anderen Männern seines Conrois auf das Tor, welches durch den Palas in die Oberburg führte, hinaufreiten.

Sie zog sich eine warme Stola an, verließ ihr Gemach, ging hinunter und erwartete ihren Sohn im Hof der Oberburg, wo Berengoz die Rosen winterfest machte.

Sie grüßte ihn. Sie mochte diesen stoischen Südländer. Er verströmte eine innere Ruhe, die dieser Ort lange nicht gekannt hatte. Sie schätzte ihn, obwohl er nicht von Stand war und ebenso das, was ihr Sohn begonnen hatte. Die Gram darüber, dass er damals gegen ihren Willen nach Italien gegangen war, begann der Achtung für Friedrich zu weichen. Doch der Herbst hatte Friedrich viel Kraft gekostet. Mathilde sah ihrem Sohn, der nun durch den Torbogen unter dem Palas in die Oberburg einritt, die

Spuren seiner unablässigen Geschäftigkeit an. Ihr Zorn legte sich und verkehrte sich gar in Führsorglichkeit.

„Friedrich, ruhe einmal aus. Du arbeitest zuviel.“

„Ach Mutter, im Winter kann ich ruhen. Es geht mir gut. Sorgt Euch nicht.“

„Wie viel Eisen willst du noch aus dem Homberghe holen?!“

„Mutter, der Kaiser will mein Gnadgott für seine Truppen, wir haben ihm einhundertundzwanzig zugesichert und müssen diese Zahl erbringen, um nicht als untreu dazustehen.“

„Ach, Friedrich. Immer bauen Männer Waffen. Kannst du nicht ein Friedenswerk finden, was er ebenso dringend benötigt?!“

„Mutter, ich kann die Augen nicht vor dem verschließen, was uns erwartet. Spätestens im nächsten Sommer wird es im Westen zum Kampf zwischen dem Kaiser und dem päpstlichen...“, Friedrich stockte. Er wusste um die Frömmigkeit seiner Mutter und er wollte das päpstliche Bündnis nicht in einem Atemzug mit dem erwarteten Krieg nennen. Denn er würde nicht im päpstlich-plantagenetschen, sondern im welfisch-carpetingischen Bündnis in den Kampf ziehen.

„... eh, ich meine, dem französischen König kommen. Ich muss sogar gute Waffen für unser Heer fertigen.“

„Warum willst du in diesen Krieg ziehen?“

„Mutter, das haben wir doch schon oft genug besprochen. Das Bündnis des Nordens stützt den Welfen. Nur er kann unsere Interessen in Deutschen Landen vertreten.“

„Wie auch immer, Friedrich. Kannst du wenigstens dafür sorgen, dass mich dieser Lärm hier oben nicht in den Wahnsinn treibt!“

Mathilde hielt an ihrem Missfallen fest, doch Friedrich rüstete, auch wenn er die Schmiedearbeiten in die Siedlung verlagerte, sein Heer über den Winter zu einer kleinen schlagkräftigen Armee.

...

